

**Schmitz, Carl A.:** *Historische Probleme in Nordost-Neuguinea. Huon-Halbinsel.* 441 Seiten mit 43 Abbildungen, 9 Karten und 1 Faltkarte. Studien zur Kulturkunde, 16. Band. Franz Steiner Verlag GmbH, Wiesbaden 1960.

Nach interessanten Vorberichten faßt Carl A. Schmitz die Ergebnisse seiner Feldforschungen in den Jahren 1955 und 1956 zu dem vorliegenden Band zusammen. Er erweist sich dabei als sorgfältiger Ethnograph, der im Gegensatz zu vielen anderen auch die materielle Kultur vorbildlich berücksichtigt.

Seine Ergebnisse verwendet er dann zusammen mit den anderen verfügbaren Nachrichten zu einer historischen Rekonstruktion. Deren wichtigster Inhalt ist, daß man nunmehr im Bereich der dunkelhäutigen Voraustronesier zwei Grundkulturen zu unterscheiden habe. Das von Speiser für die Besiedlungsgeschichte der Südsee entworfene Schema wäre damit entscheidend modifiziert. Hier zeigt Schmitz eine beachtliche Kraft der Vision. Immer wieder klingt der Gedanke durch, daß man geistige Komplexe bis in das Wildbeuterstadium zurückverfolgen kann. Der Übergang zur produzierenden Wirtschaft bedeutet keinen Bruch in der geistigen Kultur, sondern nur eine Verlagerung der Akzente. Schmitz steht damit in einer Front mit vielen anderen: Hultkrantz, Paulson, Zerries, Angehörigen des Frobenius-Instituts, auch ich, wir alle glauben an eine wesentliche größere Bedeutung des fortwirkenden Jägertums, als man noch vor wenigen Jahren anzunehmen wagte. Die Ehre, als ein Begründer dieser Richtung gelten zu dürfen, gebührt wohl Adolf Friedrich.

Schmitz hat den Weg, auf dem er zu seinem Hypothesenbau gelangt, auch theoretisch abzugrenzen versucht und ihn als Wiederherstellung der kulturhistorischen Methode Graebners erkannt (S. 19)<sup>1)</sup>. Er erklärt hiezu, man habe beim weiteren Ausbau des Graebnerschen Ansatzes zu Unrecht das sog. Kontinuitätskriterium fallen gelassen<sup>2)</sup>. Damit sei der Boden für eine Ausweitung der Kulturkreise jenseits aller durch die Sprachwissenschaft gebotenen Schranken bereitet worden. Wir können Schmitz auch in diesem Punkt nur zustimmen. Der Vorgang ist übrigens beispielhaft. Man kann sich den Weg für eine Konstruktion immer auf eine sehr einfache

Weise öffnen, wenn man irgendein leidiges Korrektiv unberücksichtigt läßt. Schon die vorkantische Philosophie vermochte Gott und die Welt zu erklären, weil sie gewisse kleine Schranken der Erkenntnis großzügig übersah.

Als vielenttäuschter Kulturhistoriker, der gelernt hat, allzu klaren Lösungen zu mißtrauen, wird man nun freilich weiterfragen, ob nicht etwa die erstaunliche Ordnung, die Schmitz in das Material von Nordost-Neuguinea zu bringen vermag, auf eine ähnliche Weise entstanden ist.

Tatsächlich könnte so etwas vorliegen. Die Darstellung von Schmitz erklärt nämlich praktisch jede Variante im Arbeitsfeld aus einer Mischung von zwei oder drei „Grundkulturen“. Nur ganz gelegentlich heißt es daneben (S. 372):

„Die Lebensbedingungen der Steppen- und Küstenzone schweißten alle Wandergruppen zu einer einheitlichen Lokalkultur zusammen.“

Mit anderen Worten — jenes Grundproblem der historischen Völkerkunde, das mit der Möglichkeit von Veränderungen innerhalb einer Kultur gegeben ist, die Frage nach Konstanz und Wandel<sup>3)</sup> tritt hier in den Hintergrund.

Daß kein Zufall waltet, zeigt uns ein weiterer, vor kurzem erschienener Artikel. Wir lesen<sup>4)</sup>:

„Wenn es nun überhaupt eine Möglichkeit gibt, aus dem ethnographischen Tatsachenmaterial der letzten hundert Jahre einen älteren Zustand zu rekonstruieren, den wir ja nicht mehr in statu vivendi beobachten können, dann nur (Sperrung Jettmar) durch den Versuch, aus dem vermischten Zustand der heutigen Kultursituation jene homogenen Kulturen herauszuschlüsseln, aus denen sich der Kulturbesitz der Kulturprovinzen aufgebaut hat.“

Es ist klar, daß hier wieder die gleiche Voraussetzung in Kauf genommen wird, nämlich daß es in der in Frage stehenden Zeit keinen spontanen Kulturwandel, keine innere Veränderung, vor allem kein Schwanken in der

<sup>1)</sup> Seitenzahlen ohne weitere Angabe beziehen sich auf das besprochene Buch.

<sup>2)</sup> S. 23. Es besagt, „daß der Nachweis erbracht werden muß, daß ein Zusammenhang zwischen zwei oder mehr isoliert liegenden Verbreitungsgebieten gleicher gewordener Komplexe überhaupt möglich sein kann.“

<sup>3)</sup> vgl. J. Haekel: Zum heutigen Forschungsstand der historischen Ethnologie. „Die Wiener Schule der Völkerkunde“, Horn-Wien 1956, — S. 42.

<sup>4)</sup> Carl A. Schmitz: Die Problematik der Mythologeme „Hainuwele“ und „Prometheus“. *Anthropos* 55, S. 215—238, 1960. S. 217.

Richtung der Entwicklung gegeben habe (man könnte fast sagen: keine Mutation!).

Die Gefahr, in die wir uns damit begeben, wird deutlich, wenn wir bedenken, daß ähnliche Versuche bereits für andere Räume gemacht worden sind. Der „Hirtenkulturkreis“ ist entstanden, als P. W. Schmidt eine entsprechende Methode des Zurückschlüssels in Zentralasien anwendete und auch dort homogenere „Grundkulturen“ suchte. Damit erhielt er prompt Elemente, die es nach Ausweis des prähistorischen Materials nie gegeben hat, z. B. „reine“ Pferdehirten. P. W. Schmidt übersah eben, daß in Zentralasien der Kulturwandel in entscheidenden Phasen wichtiger war als die Kulturmischung.

Was hier ausgesprochen wird, ist weit davon entfernt, neue Erkenntnis zu sein. Bereits Haekel hat Konstanz und Wandel unter die ungelösten Probleme der historischen Völkerkunde eingereiht <sup>5)</sup>:

„Aus unserer ethnologischen Erfahrung wissen wir jedenfalls, daß sich hinsichtlich Konservativismus und Neuerungsbestreben die Völker sehr verschieden verhalten können, sowohl was die Gesamtneigung betrifft, als auch in Bezug auf die einzelnen Kulturbereiche. Jeder Fall ist daher gesondert zu untersuchen.“

Die Frage ist nur, welche Möglichkeiten haben wir prinzipiell, um eine solche Untersuchung anzustellen, und zwar nicht für die Gegenwart, sondern nun für die Vergangenheit eines Volkes?

1) Eigene mündliche Berichte mit Einschluß religiös eingekleideter Überlieferungen können ein konservatives Verhalten oder die Richtung von Wandlungen so klarstellen, daß eine Rekonstruktion zumindest aussichtsreich wird. Dieser Weg ist in der Regel nur für eine geringe Zeittiefe gangbar, die äußerste Grenze dürfte in Polynesien erreicht sein, wo Genealogien viele Jahrhunderte zurückführen können.

2) Es kann versucht werden, mit Hilfe einzelner Schriftquellen der Nachbarkultur Konstanz bzw. Wandel so weit zu beurteilen, daß man nun mit Hilfe der Beziehungsforschung ein brauchbares Gesamtbild erhält. Bei den Randvölkern Chinas etwa kommt man auf diesem Weg bis ins zweite vorchristliche Jahrtausend.

3) Die letzte Möglichkeit besteht darin, sich an Hand des archäologischen Materials über Kontinuität bzw. die Wendepunkte der Entwicklung zu informieren. Man muß sich hier freilich mit dem Problem auseinandersetzen, wieweit einer Kontinuität der materiel-

len Kultur auch eine Kontinuität des geistigen Inhalts entspricht bzw. inwiefern Dynamik in beiden Sphären zusammenhängt. Es ist allerdings festzuhalten, daß unter Umständen die Prähistorie in der Lage ist, geistige Komplexe in der Vergangenheit nachzuweisen. Wenn man z. B. im Šibe-Kurgan (Altai, 2. Jh. v. Chr.) lediglich Haut und Knochen des Toten beigesetzt findet, dann kann man wohl mit an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit annehmen, daß dahinter die gleiche Idee steht, die wir aus dem ethnographischen Material eines Nachbargebiets kennen: Auferstehung sowohl des persönlichen wie des überpersönlichen Ichs.

Selbstverständlich wird man alles daran setzen, diese drei Wege zu kombinieren.

Aber kehren wir nun zu dem vorliegenden Werk zurück: Wir sehen deutlich, daß Schmitz unter den außerordentlich schwierigen „ahistorischen“ Bedingungen Neu-Guineas keinen der in Frage stehenden Wege gehen konnte. Sein Resultat ist und bleibt somit eine Arbeitshypothese.

Das bedeutet freilich nicht, daß es falsch sein muß. Vielleicht hat es tatsächlich in Teilen Ozeaniens im Laufe der letzten Jahrhunderte keinen entscheidenden internen Kulturwandel gegeben, dann könnte natürlich die „Zurückschlüsselung“ de facto richtig sein. Das wird sich aber erst entscheiden, wenn archäologisches Material vorliegen wird. Wir hätten hier ein Phänomen ungewöhnlicher Konstanz und außerdem die Erklärung, warum sich gerade den Erforschern dieses Raumes immer wieder die Methode der Beziehungsforschung, des „Zurückschlüssels“ aufdrängte (Graebner).

Die eben getroffene Feststellung, die sich keineswegs gegen Schmitz allein richtet <sup>6)</sup>, besagt, daß die Beziehungsforschung, dieses „Kernstück der historischen Völkerkunde“, eine viel geringere Tragweite hat, als man ihr gerne, schon aus Pietät gegenüber großen Vorgängern, zubilligen möchte <sup>7)</sup>. Sie reicht allein niemals aus, die Aufgaben zu lösen, die man ihr früh und optimistisch aufbürdete — sie vermag die Schranken des Kontinuitätsproblems nicht zu überspringen. Wirklich ertragreich für den historisch Interessierten wird sie erst, wenn man sie mit „klassischen“ Methoden

<sup>6)</sup> Schmitz ist sich außerdem durchaus klar, in welch gefährlichen Bezirk ihn seine historische Leidenschaft bringt. Er schreibt (S. 18): „Ehrgeiziges Ziel der Völkerkunde ist es, die Geschichte der schriftlosen Naturvölker zu rekonstruieren.“ Vom ehrgeizigen Ziel zur unglücklichen Liebe aber ist nur ein Schritt.

<sup>7)</sup> Haekel, op. cit., S. 25.

<sup>5)</sup> Haekel, op. cit., S. 43.

kombiniert, mögen sie von mündlichen oder schriftlichen Zeugnissen oder auch von Bodenfunden ausgehen. Die Feststellung Heydrichs<sup>8)</sup>, daß die Ethnologie nur eine äußerst wichtige Hilfswissenschaft der Historie ist, kann in diesem Sinn verallgemeinert werden.

Ich bin hier (ausnahmsweise) mit K. J. Narr völlig einer Meinung. Er schreibt vom „Kulturkreis“<sup>9)</sup>:

„Sein Hauptwert (als Mittel der Forschung) liegt also wohl darin, daß er überhaupt auf historische Zusammenhänge hinweist, deren Art und Zustandekommen (in der Seinsord-

nung) ebenso wie ihre wirkliche Zeittiefe erst durch die Mitwirkung anderer Forschungsmittel und benachbarter Disziplinen ermittelt werden kann. Unter ihnen darf die prähistorische Archäologie als diejenige, die über das brauchbarste Chronologiesystem und damit über die solideste Grundlage für genetische Interpretationen verfügt, trotz der inhaltlichen Lückenhaftigkeit und des trümmerhaften Charakters ihrer Quellen einen bevorzugten Platz beanspruchen.“

Karl Jettmar

<sup>8)</sup> zit. nach Schmitz, S. 18.

<sup>9)</sup> K. J. Narr: Methodologische Grundprobleme der Kulturkreislehre, *Acta Praehistorica* II, S. 181–192, Buenos Aires 1958. S. 192. Nach dieser Empfehlung ist mir allerdings unverständlich, wieso Narr in einer anderen Arbeit den Wiener Forschern den Vorwurf machen kann, man habe sich in Fragen der Kulturgenese auf die Archäologie verlassen. (*Anthropos* 53, 1958, S. 425).